Das Wasser in der Welt-Ausstellung zu Wien.

Das Wasser hat in der Welt-Ausstellung seinen eigenen Pavillon. Unter der Kuppel eines sehr hübschen Tempels haben sich alle österreichischen Brunnen-Nymphen oder Najaden, welche das warme oder mineralhaltige Wasser vertreten, zusammengefunden und in ihrer ewigen Jugend für die Kranken zur Anbetung aufgestellt, in einer Hand die Wasserflasche, in der andern das Zeugniß der chemischen Analyse.

Wie es schon Homer und anderen Griechen bekannt war, sind die Nymphen halbgöttliche Wesen weiblichen Geschlechtes, immer jung und also immer schön, denen aber doch manches Menschliche anhaftet, darunter die Sterblichkeit. So werden die Dryaden der Steineiche mit den Eicheln gesät, wachsen mit der Pflanze heran und werden mit dem Blitze, welcher die Eiche zerreißt, oder mit der Säge, welche den Stamm durchschneidet, getödtet. Die Dryaden zarter Bäumchen, wie auf der Wiener Ringstraße, können schon in der Wiege sterben. Die Oreaden oder Berg-Nymphen sind im Allgemeinen am Besten daran. Wir wollen Ausnahmen zugeben, z. B. für die Oreade des Konstantin-Hügels im Prater, die ihres Lebens für Jahrtausende nicht sicher ist; allein die preiswürdigen Oreaden des Brocken und des Montblanc werden noch sehr lange jung und schön bleiben. Die Najaden oder Quellen-Nymphen lassen ihr Schicksal nicht so klar erkennen; die Quellen verschwinden zeitweise, so der Carlsbader Strudel während des Erdbebens, das Lissabon zerstörte, und erscheinen wieder, die Najade zieht sich mit ihrem Elemente zurück, aber erst noch. Ueber ihre wahre Lebensdauer müssen wir eine Autorität hören. Eine solche ist der Grieche Hesiod. Er behauptet und wir können dem ehrlichen Manne glauben: „Neun Menschenalter überlebt die Krähe, vier Krähenalter der Hirsch, drei Hirschalter der Rabe, neun Rabenalter die Phönix und zehn Phönixalter überleben die Nymphen.“ Das gibt, salvo errore calculi, die Zahl von 600,000 Jahren.

Wenn wir nun wüßten, wie lange der Carlsbader Sprudel schon kocht und springt, so könnten wir nach Hesiod berechnen, wie lange noch die sprudelnde Najade leben und die Cur-Tage fließen wird; aber die Geologen sind lange nicht so exact in ihren Ziffern wie Hesiod, und so müssen wir die Heilquellen als ein Geschenk hinnehmen, das uns wieder entzogen werden kann. Doch wozu die bange Sorge angesichts des Reichthums? Mit wahrem Behagen kann der Oesterreicher in dem Brunnen-Pavillon die Batterien von Flaschen und Krüg'n betrachten.

Wir haben fünf warme Quellen: Carlsbad mit einer Temperatur von 59.8° R., Teplitz mit 39.5°, Wildbad Gastein mit 39°, Baden mit 30°, Neuhaus bei Cilli mit 29° R. Wir haben zugleich die kälteste eisenhaltige Quelle zu Sangerberg in Böhmen mit 4.2° R. Wir haben auch zwei bittere Quellen zu Püllna und Saidschitz und viele vorzügliche Säuerlinge mit versendbarem Wasser, wie zu Bilin, Franzensbad, Gleichenberg, Rohitsch, Gießhübel, Marienbad, Preßlau u. s. w.

Alle diese Quellen enthalten, außer allerlei Salzen und Erden, zu gewissen Zeiten des Jahres auch noch bedeutende Spuren von Silber, Gold und Bankuoten. Mit allen diesen Stoffen verdreifen sie allseits Wohlthaten: die Gäste werden gesund, die Gastgeber reich, Allen wird geholfen, und tausende Besucher der Welt-Ausstellung steht man dankbar in dieser kleine Pantheon der Nymphen eintreten und die Flaschen und Krüge, Steine und Salze, welche hier als Quellen-Producte aufgestapelt sind, rufen angenehme Erinnerungen wach an schöne Tage in Carlsbad, Ischl, Teplitz, Gastein, Gleichenberg, Marienbad u. s. w.

Es wäre aber unbillig über diese eingesargten Brunnen die lebendigen Wasser außer diesem Pavillon unbeachtet zu lassen, welche im Dienste der Ausstellung eine rastlose Thätigkeit entwickeln. Hin aus in den grünen Park zu den Springbrunnen! Alles was wir hier sehen, ringsum am Rande die mächtigen Baumgruppen des „wilden“ Praters, die frischen Rasenteppiche, die zahllosen Blüthensträuche und Blumenbeete verdanken wir dem Wasser-Reichthum, der in der nächsten Nähe des Ausstellungs-Platzes das breite Rinnsal der Donau füllt und nur wenige Schuhe tief unter der Schuttdecke des Praters einen unerschöpflichen subterranen See bildet. Aus ihm saugen die Waldbäume der Donau-Auen ihr Lebenswasser und die Kraft zu ihrem üppigen Gedeihen, aus ihm schöpfen die Hunderte Pumpwerke, die auf dem Ausstellungs-Platze vertheilt sind, ihren üppigen Erguß aus seinem Vorrath vertheilt sich in einem tausendfachen Geäder von Wasserleitungen die breite Wasserfluth, welche nothwendig ist, alle Dampfmaschinen zu speisen.

„Wie war es denn möglich,“ fragen die Gäste, welche vor einem Jahr den aufgegrabenen Platz sahen, auf dem die Garten-Anlagen sich jetzt ausbreiten, „das Alles in einem Frühling zu schaffen?“

Das haben die Wiener Gärtner der Natur abgelernt. Die Sonne am Himmel und die Wasserdrause zum künstlichen Regen in der Hand, verwandeln sie eine Wüstenei während eines Sommers in einen Garten. Obgleich der Himmel seit Monaten verschlossen ist, regnet es im Prater den ganzen Tag. Hier liegt ein langer Schlauch am Rande eines Grasplatzes und aus einer Reihe kleiner Brausen sprüht ein feiner Regen, der sich wie ein Morgenthau über den ganzen Rasenplatz hinzieht und an jeden Halm eine Perle hängt; dort kommt ein um die Asche eines Räderpaares aufgewickelter Kautschuk-Schlauch gefahren und ein Arbeiter ergreift das Ende des Schlauches mit der Brause und gießt in weiten Bogen den erquickenden Regen über Grasplätze, Blumenbeete, Gesträuche und Bäume. Die Natur verfährt wohl auch wie die Gärtner, sie hebt das Wasser mittelst Sonnenwärme in die Höhe und gießt es mit der Wolkenbrause als Regen herab, aber sie folgt dabei ihren Launen und vertheilt den Regen nicht so gleichförmig wie die verständigen Wiener Gärtner. Diese haben die Sache in die Hand genommen und kürzen den Natur-Proceß ab. Sie lassen das Donauwasser nicht erst in das Schwarze Meer laufen und warten bis es die Sonne wieder in die Wolken hebe und der Südostwind die Wolken nach Wien in den Prater zurückbringe und ausgieße; sie nehmen sich gleich beim Vorüberfließen aus der Donau, was sie Tag für Tag brauchen. So erklärt sich das Wunder des üppigen Grüns der Garten-Anlagen der Welt-Ausstellung auf einfache Weise.

Aber nicht nur die Wiesen sind immer durstig, auch die Ausstellungs-Besucher, und nicht Alle können und wollen ihren Durst mit Bier und Wein löschen. Für diese wurde durch zahlreiche Brunnen gesorgt, wozu wieder der brunnenreiche Grund des Praters leichte Mittel bot. In freundlichster Weise sorgt der Orient für die Durstenden. Da steht gleich hinter dem Ostportale des Industrie-Palastes der Achmed-Brunnen in seiner schönen Ausstattung alle Vorübergehenden gastfreundlich einladend. Wer auch die sinnvollen Inschriften nicht lesen kann und nur für schöne Ornamente hält, sieht den Metallbecher an der Kette, der ihm credenzt wird, und naht und kostet und trinkt, wenn er durstig ist. Der Orient steht mit dieser Sitte nicht allein, auch im Abendlande findet man bei vielen Städtchen nächst dem Thore den Brunnen mit dem Becher an der Kette, um dem Ankömmling zum Willkommen einen Trunk Wasser entgegenzubringen! aber es ist löblich, die Erinnerung der alten Sitte im Angesichte von sehr vielen Besuchern wieder aufzufrischen.

Suchen wir nun das Wasser bei seiner mühevollsten Arbeit auf. Auf die Ausstellung wurden Tausende Maschinen gebracht, die von der Jury beurtheilt werden mußten und die Käufer anziehen sollen. Was ist nun eine stillstehende Maschine? Ein Pferd im Stall; und nicht einmal so viel. Die Maschinen müssen im Bewegung gesetzt werden, und das kann bei den riesigen Verhältnissen, welche sie angenommen haben, nur das Wasser leiten. Es will bei kalter Ueberlegung nicht gerne daran, man muß es erst erhitzen, dann wird es aber auch ganz und gar des Teufels.

Das ist aber noch nicht die letzte Rolle des Wassers. Am Westende zwischen dem Industrie-Palast und der Maschinen-Halle steht eben in schwindelnder Höhe auf sechs hohlen Eisensäulen ein großer Wasser-Behälter aus Kesselblech. In diesen Eisenröhren treibt das zu Dampf erhitzte Wasser eine Wassersäule hinauf, welche den Behälter unaufhörlich füllt und durch andere Röhren stürzt das Wasser mit einem erstaunlichen Drucke wieder herab, um das Röhrennetz im Boden des Ausstellungs-Raumes mit gespanntem Wasser zu füllen. Die Besucher der Ausstellung sehen nichts von diesem Röhrennetze, nur werden ich Industrie Palaste, in der Maschinen-Halle, in der Kunst-Halle, in den Pavillons und auf dem freien Raume an sehr vielen Stellen Röhren-Tuden mit Hähnen sichtbar. Wie ein Hahn geöffnet wird, ergießt sich ein Wasserstrahl. Er wird benützt — das lauwarm Feuer — den Staub — unablässig zu löschen. Sollte aber das tückische Element, das helllodernde Feuer, es wagen, sich an den Erzeugnissen unserer Kunst und unseres Gewerbefleißes zu vergreifen, so würden die Wächter die Ventile ganz öffnen und aus hundert Oeffnungen ergöße sich eine Fluth von Wasser, das ersaufende Feuer zu ersticken. Wenn wir das Alles erwägen, so kommen wir zu dem Schluße, daß nur die Nähe der Donau und der unterirdische See des Parters die glückliche Ausführung der Welt-Ausstellung möglich machte. Eine internationale Exposition in dem gegenwärtigen Umfange ist in einer Stadt, die nicht ähnliche günstige Wasser-Verhältnisse aufweist, gar nicht denkbar.

Wir kommen nun zur dankbarsten Rolle des Wassers auf der Welt-Ausstellung, in welcher es zum Schmucke derselben dient.

Eine Gegend und ein Garten ist nicht voll ommen schön, wenn ihnen das spiegelnde Silber des Wassers fehlt. Sie gleichen einem mit trockenen Speisen besetzten Tisch ohne Getränke, wir dürsten mit der trockenen Natur. Die Wiener Gartenkunst, deren Aufschwung allgemein anerkannt wird, hätte ihren Ruf beeinträchtigt, wenn sie die Garten-Anlagen, welche die Ausstellungs-Gebäude so erquickend einsäumen, ihren größten Reiz hätten vermissen lassen. Nun liegen die anmuthigen blauen Himmelsspiegel zwischen den saftig-grünen Rasen und farbenprangenden Blumenbeeten und fast aus allen steigen die blitzenden Wassergraben der Springbrunnen breit und hoch in die Luft und lassen den perlenden Wasserstaub im Winde flattern, damit die Sonne ihre Regenbogen darauf malen kann.

Man muß auf das Dach der Rotunde steigen, um mit einem Blick den kühnen Entwurf aufzufassen, nach welchen dem Wasser seine Rollen zugewiesen worden sind. Hat sich das Auge an dem großen Schauspiele satt gesehen, dann fällt wohl der Blick auf den mächtigen Strom, der ganz nahe an der Nordseite der Maschinen-Halle vorüberzieht, eiligen Laufs, denn er legt hier sechs Fuß in der Secunde zurück, mit glattem Spiegel und ohne Geräusch, als ginge ihn Alles, was hier am Rande seines Weges geschieht, nichts an. Die Wiener wissen, was sie dem Strome verdanken und sie fangen an, ihn zu ehren. In kurzer Zeit wird seine Straße hier breit und bequem, gerade gestreckt und gedehnt sein und auf dem Ufer wird zu seinem Schmucke das schöne Wien eine seiner schönsten Vorstädte hinbauen, um im reichern Maaße noch als bisher seinen Segen zu empfangen.

Der Ausstellungs-Park, welchen der Strom bewässert und grünen und blühen macht, er wird über das Ausstellungsjahr hinausdauern, er ist die erste Garten-Anlage von Neu-Wien und alle die Dienste, welche das Wasser auf dem Ausstellungs-Platze leistet, und die Arbeiten, welche es verrichtet, sie sind nur eine Generalprobe für die Rolle, welche es im Leben der „Donaustadt“ noch spielen wird.

Die Maskerade der Tante Mabel.

In einem der schönsten Zimmer des Metropolitan-Hotels in New York saß eine Dame bei dem Caminfeuer und las einige Briefe, die sie eben aus ihrer Reisetasche hervorgezogen hatte. Sie war nicht mehr jung, aber ihr silbergraues Haar, das unter ihrer Spitzenhaube in losen Rollen geordnet war, paßte recht gut zu ihrer schönen Gesichtsfarbe und ihren großen blauen Augen, die durch das Alter noch nicht verdunkelt und nicht durch eine Brille verunstaltet waren. Alles um sie her verrieth Reichthum. Der graue Reisemantel, den sie trug, war von einem reichen Stoffe und die Koffer in dem Zimmer waren von der besten Sorte und offenbar gut gefüllt. Reiche Diamanten funkelten an ihren zarten, weißen Händen und befestigten den reichen Spitzenkragen an ihrer Brust.

Als sie Brief nach Brief las, kräuselten sich ihre Lippen zu einem mürrischen Lächeln und ihr Gedankengang war etwa folgender:

„Der entzückte, wonnevolle Ton in diesen Briefen scheint mir etwas übertrieben. Meine Rückkehr aus Europa soll der Wittwe meines Bruders und ihren zwei Töchtern, Juli und Maude, wie die Eröffnung des Paradieses erscheinen. Der Mann der Schwester Kate schreibt nicht, aber der Brief ihrer Tochter Lizzie ist sicher überströmend. Und May Herbert — meine Namensschwester, die als kleines Kind mein Liebling war, das verwaiste Kind der theuern Mary — schreibt mir nur eine kalte kleine Note als Antwort auf meine Mittheilung, daß ich nach einer Abwesenheit von vierzehn Jahren nach Hause zurückkehre. Ich möchte wohl wissen, ob nicht die andern Alle eben solche förmliche Briefe geschrieben haben würden, wenn mein Mann mir nicht sein großes Vermögen vermacht hätte! Wie viel von dieser Liebe ist für die ihr ure Tante Mabel? Wie viel für ihre Dollar und Cents? Ich wünschte, ich könnte etwas Näheres von diesen Verwandten wissen, von denen ich so lange getrennt gewesen bin! Bruder John war kalt und selbstsüchtig; gleichen seine Töchter ihm? Schwester Kate war schwach in ihren Vorsätzen, ließ sich leicht von Andern lenken und sie verzichtete auf manchen guten Gedanken, aus Furcht, ihren anspruchsvollen Mann zu beleidigen. Mary — nach, warum sind sie Alle todt? — Mary liebte mich. Mary würde mich willkommen geheißen haben, wäre ich auch in Lumpen und ohne einen Dollar in der Tasche zurückgekehrt. Ich möchte wohl wissen, ob — es ist eine veraltete List, die Grundlage von endlosen Geschichten — aber ich möchte wohl wissen, ob ich mehr von ihnen Allen erfahren könnte, wenn ich in einer Maskerade ginge? Ich will es versuchen. Vierzehn Jahre müssen mich verändert haben. Ich werde sehen, was aus meinen vier Nichten für Mädchen geworden sind. Es ist sonderbar, daß kein Knabe vorhanden ist, der einen Antheil von meinem Vermögen zu fordern hat. Nur Mädchen. Nur Eine derselben mag eine freundliche Heimath finden, wenn sie meine Einsamkeit theilt. Ich möchte wohl wissen, weshalb Mary mich nicht eben so liebt, wie die drei Andern es thun.“

Noch immer im Nachdenken versunken, stand die alte Dame auf, öffnete einen der Koffer und nahm aus demselben abgetragene Kleidungsstücke. Unter denselben wählte sie ein schwarzes Alpakakleid, zerriß es an besonders bemerkbaren Stellen und beschmutzte es mit Asche aus dem Aschenkasten. Von einer Spitzenhaube trennte sie den Besatz ab und verunstaltete sie eben so sehr, wie das Kleid. Dann legte sie ihre Kleider und Schmucksachen ab, zog das schwarze Alpakakleid an, setzte die verunstaltete Haube auf und bedeckte ihren Kopf mit einem alten wollenen Shawl. Nachdem sie sich dann in ein altes Umschlagtuch eingehüllt hatte, betrachtete sie sich in dem Spiegel.

Sie sah sicher der ausgezeichnet gekleideten Dame, die sie ein paar Minuten früher gewesen war, sehr unähnlich, aber sie schien darüber sehr erfreut, und ein paar Augenblicke später entfernte sie sich.

Sie kaufte nun einen großen Korb, den sie dann mit Nadeln, Stecknadeln, Band, Knöpfen und anderen kleinen Waare füllte; dann ging sie fort, und bald stand sie vor einem schönen Hause in einer fashionablen Straße.

„Um! John muß seiner Familie ein hübsches Vermögen hinterlassen haben. Ein schönes Haus von drei Stockwerken und mit allen modernen Bequemlichkeiten, wie die Anzeigen sagen. — Sind die Damen zu Hause?“ fragte sie laut, als ein Dienstmädchen die Hausthüre öffnete.

„Wir brauchen gar nichts!“

„Ach lassen Sie mich die Damen sehen,“ und das Mädchen fühlte, daß die alte Frau ihr eine Banknote in die Hand drückte.

„Gehen Sie die Treppe hinauf,“ sagte sie nun, „aber sagen Sie ja nicht, daß ich Sie hereinzugelassen habe, denn das würde mich meine Stelle kosten.“

„Ich werde nicht sagen, wie ich herein kam,“ sagte die alte Frau, welche, als sei sie sehr schwach, die Treppe hinauf humpelte, wo sie dann an die Thüre des Wohnzimmers klopfte.

Als sie auf das „Herein!“, das sich im Innern des Zimmers vernehmen ließ, eintrat, sah sie darin sehr hübsch gekleidete Damen, welche sehr emsig nähteten.

In einem gemeinen Dialekte machte sie Allen ihr Compliment und dann legte sie ihnen ihre Waaren vor. Die jungen blonden Damen von etwa 20 und 22 Jahren waren eben im Begriff, sie fortzuschicken, als die Aelteste sie mit einigen geflüsterten Worten, von denen das Wort „wohlfeil“ deutlich zu hören war, davon abhielt.

Während sie die Waaren der alten Frau untersuchten und sich sichtbar über ihre wohlfeilen Preise wunderten betrachtete die vorgebliche Krämerin die drei Gesichter recht scharf. Sie waren Alle hübsch, die Töchter und die Mutter, und die Tante bemerkte mit einem Lächeln ihre eignen blauen Augen und schönen Haare an den Mädchen.

„Sie gleichen Alle ihrem Vater!“ dachte sie.

„Mutter,“ sagte Julie, „wünschten Sie nicht ein neues Nadelkissen für das Zimmer der Tante Mabel? Hier ist ein sehr hübsches.“

„Wieviel kostet es?“

„Fünfzig Cents, Madame.“

„Nimm es, Julie.“

„Ich würde keine fünfzig Cents für ein Nadelkissen ausgeben, bis ich sicher wüßte, daß sie zu uns kommen wird,“ sagte Maude verdrießlich.

„Ganz natürlich wird sie zu uns kommen,“ sagte ihre Mutter. „Wohin anders sollte sie gehen? Euer Onkel Ralph wohnt selbst in einem Kosthause und sie wird sicher nicht in das elende Häuschen gehen, worin Mabel wohnt.“

„Ich vermuthe, sie wird hierher kommen,“ sagte Julie, „und alle möglichen Ansprüche machen, weil sie reich ist.“

„Es ist sonderbar, daß wir Nichts von ihr vernehmen,“ sagte die Mutter nachdenkend. „Die Oceanica wurde gestern Abend hier erwartet.“

„Hörten Sie denn Nichts von dem Unfall?“ fragte die alte Frau. „Sie ist mit jeder Seele am Bord in die Tiefe des Meeres versunken!“

„Die Oceanica?“ fragte die ältere Dame.

„Dieselbe, Madame. Der Zeitungsknabe rief es eben aus, als ich hierher ging.“

„Guter Gott! Dann ist Tante Mabel ertrunken!“ sagte Maude so kalt, als ob sie von einer erfäufte Katze spräche.

„Eine hübsche Geschichte, wenn sie kein Testament machte,“ sagte die Mutter in einem beunruhigten Tone. „Niemand weiß, wo sie ihr Geld hat; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß es an die Verwandten ihres Mannes fallen wird, wenn sie kein Testament gemacht hat.“

„Nun, wir werden nicht verhungern,“ sagte Julie gefaßt. „Papa hat uns in guten Umständen gelassen.“

„In guten Umständen?“ fragte ihre Mutter. „Erbärmliche 50,000 Dollar für Drei. Hier, nehmen Sie ihre Waaren, alte Frau; ich brauche nun Nichts. Ich erkläre, ich könnte vor Aerger weinen. Julie, bezahle die Frau und laß sie gehen.“

„Vor Aerger weinen,“ dachte die alte Frau, als sie sich entfernte.

„Nicht eine Thräne zu vergießen für das Andenken der theuern Schwester, wie sie mich in ihren Briefen nennt, und die Mädchen haben kein Wort des Kummers für die vergötterte Tante. Gut, gut! Nun zu Kate's Tochter. Auf dem Papier liebt sie mich auch sehr heiß.“

Bei dem nächsten Besuch in einem vornehmen Kosthause fand sich die alte Frau einem ältlichen Herrn und einer blassen, schmachtenden jungen Dame gegenüber, die in einem Zimmer mit Lesen beschäftigt waren.

Die junge Dame erhob sich nicht von ihrem bequemen Schaukelstuhle, sondern winkte der Krämerin, zu ihr zu kommen und ihr ihre Waaren zu zeigen.

„Papa,“ sagte sie, als sie die Stuhuhr eben drei Uhr schlagen hörte, „wäre es nicht besser, wenn Sie einmal ausgingen, um zu sehen, ob die Zeitungen ausgegeben sind? Vielleicht kommt die Oceanica diesen Morgen an.“

Nun erzählte die vorgebliche Krämerin ihre Neuigkeit wieder. Lizzie sprang plötzlich in die Höhe.“

„Verloren? Alle an Bord verloren?“

„So sagt man, Miß!“

„O, Papa!“

„Werde nur nicht ohnmächtig, Elisabeth, und mache keine Scene. Es ist natürlich sehr störend, aber Deine Tante hat wahrscheinlich, ehe sie abjegelte, ein Testament gemacht. Wenn das nicht der Fall ist, so bist Du eine ihrer gesetzlichen Erbinnen. Ich weiß in der That nicht, ob es so nicht am besten ist. Sie hätte ihr ganzes Vermögen einer Deiner Cousinen vermachen können.“

„Aber, o, Papa! Denken Sie doch nur an ihre Juwelen; natürlich hatte sie für uns hübsche Geschenke eingekauft und Niemand weiß, wie viel Kostbarkeiten sie in ihren Koffern bei sich führte.“

„Dem ist nun nicht abzuhelfen. Ich will ausgehen, um die nähern Umstände zu erfahren.“

Damit eilte der Herr ins Nebenzimmer, während die alte Frau ihren Korb ergriff und sich in aller Eile entfernte.

„So wäre also eine andere Verwandte, die von Liebesversicherungen überströmte, beseitigt,“ dachte sie bitter. „Ich möchte wohl wissen, ob es sich der Mühe verlohnt, May aufzusuchen. Augenscheinlich macht sie sich gar nichts aus mir. Die kleine May! Wie hübsch sie war, als ich sie als ein sechsjähriges Kind verließ! Mary schrieb mir, sie gleiche mir, aber das war vor sieben Jahren und die arme Mary ist schon über drei Jahre todt. Ich hatte erwartet, eine ihrer Cousinen würde das verwaiste Mädchen zu sich genommen haben!“

Das Haus, in welches die alte Frau nach einem langen, ermüdenden Gange eintrat, war in einem sehr ärmlichen Stadttheile, wo an arbeitend Frauen oder arme Familien Zimmer vermiethet wurden. Die Dämmerung eines Novemberabends brach eben ein und es hatte angefangen zu regnen, als die alte Frau an die Thüre eines Zimmers im obern Stockwerke eines dieser kleinen Häuser klopfte. Sie wurde von einem jungen Mädchen geöffnet, die sehr einfach gekleidet war und die sich augenscheinlich eben an einer Nähmaschine beschäftigt hatte.

„Guten Abend,“ sagte Tante Mabel, in das süße, hübsche Gesicht des Mädchens blickend, „nun ich Ihnen Zwirn und Nadeln recht wohlfeil verkaufen? Ich habe auch recht hübsche Bänder.“

„Kommen Sie herein, sagte das Mädchen freundlich. „Sie frieren und Ihr Umschlagtuch ist naß.“

„Es hat eben angefangen zu regnen,“ antwortete sie, „und ich werde froh sein, wenn ich mich einige Minuten ausruhen kann.“

Und dann fand Tante Mabel zu ihrer eignen Ueberraschung, daß sie nach ihrer langen und ungewohnten Anstrengung schwindlig und beinahe ohnmächtig wurde.

„Sie ist krank! Tante Lucy, komm!“ rief das Mädchen, und Tante Mabel wußte auf einige Minuten Nichts mehr von sich.

Als sie wieder zur Besinnung kam, fand sie, daß sie in einem Nebenzimmer auf einem Bett lag, Shawl und Haube hatte man ihr abgenommen und ihre Wirthin badete ihr Gesicht mit kaltem Wasser.

„Befinden Sie sich wohler?“ fragte sie freundlich. „Es thut mir leid, ich habe weder Wein noch Cölnisches Wasser, aber ich werde Ihnen gleich eine Tasse Thee besorgen.“

„Wein und Cölnisches Wasser sind für Unsergleichen nicht,“ sagte die Kranke. „Ich friere und werde beinahe vor Hunger.“

„Ich werde Ihnen in einem Augenblicke etwas zu essen bringen. Versuchen Sie, sich zu setzen.“

Und Tante Lucy trat ein und vereinigte ihre Bitten mit denen May's.

„Ich will hier sitzen bleiben, May, während Du für die arme Frau eine Tasse Thee und etwas zu essen besorgst,“ sagte sie. „O, es ist hart, arm und krank zu sein,“ fuhr sie fort, als May sich entfernt hatte. „Ich kenne das selbst!“

„Ihre Nichte, Madame?“ fragte die angebliche Händlerin, die hinter May her blickte.

„Das Kind meines Bruders. Seitdem ihre Mutter gestorben ist, ist sie gegen mich wie eine Tochter gewesen, obgleich ich ihr wenig helfen konnte, denn ich bin den größten Theiles Jahres krank.“

„Sie ist sehr hübsch.“

„Sie ist viel mehr als das, sie ist gut,“ war die ernste Antwort. „Ihr Vater starb, als sie sechzehn Jahre alt war, und ihre Mutter lebte dann nur noch ein Jahr. Seitdem haben May und ich zusammen gewohnt, genäht und, so gut wir konnten, in diesen drei kleinen Zimmern Haus gehalten. Nun,“ fuhr die alte Tante seufzend fort, „wir haben nie gefroren oder Hunger gelitten, aber wir waren mehr als einmal ganz nahe dabei.“

„May!“ sagte die Kranke, „das ist ein hübscher Name.“

„Ihr Name ist Mabel. Sie ist nach der Schwester ihrer Mutter, einer reichen Dame, genannt worden.“

„Reich? Weshalb nimmt sie dann das Mädchen nicht zu sich?“

„Ich glaube, sie weiß gar nicht, wie arm wir sind; May ist zu stolz, sie um eine Unterstützung zu bitten, und sie ist seit Jahren in Europa gewesen.“

„Nun,“ sagte eine heitere Stimme, als May wieder eintrat. „Sehen Sie, ob Sie sich setzen und Das essen können.“

Ein sehr einfaches Mahl. Nur eine Tasse Thee und wohlfeilen Thee, einen Zwieback, ein Ei und ein gebratener Apfel, aber Tante Mabel meinte, es habe ihr nie ein Mahl so köstlich geschmeckt. Als sie aber versuchte, aufzustehen, kehrte der Schwindel zurück und sie war gezwungen, sich wieder niederzulegen.

„Was soll ich thun?“ sagte sie klagend. „Ich kann nicht aufstehen!“

„Dann legen Sie sich nieder!“ erwiderte May. „Ich will gehen und Ihren Freunden sagen, wo Sie sind, wenn Sie es wünschen!“

„Ich habe keine Freunde.“

„Dann ist es am besten, Sie bleiben bis morgen früh hier liegen.“

„Aber das ist Ihr Bett!“

„Tante Lucy legt sich zu Ihnen und ich lege mich in dem andern Zimmer auf das Sopha. Glauben Sie, daß Sie schlafen können?“

„Ja. Ich bin sehr ermüdet.“

Und als Tante Mabel allein war, schlief sie sofort ein. Sie wußte nicht, wie viel Uhr es war, als sie erwachte, aber durch die offene Thüre konnte sie sehen, daß ihre Nichte May und deren Tante Lucy fleißig nähten und sie konnte deren leise Unterhaltung hören.

„Und jetzt, wo Du weißt, daß Deine Tante Mabel angekommen ist,“ sagte Tante Lucy, „willst Du ihr nicht melden, wie arm wir sind?“

„Nie,“ war die feste Antwort. „Ich werde ihr einen Besuch machen, weil sie die Schwester meiner Mutter ist, aber ich werde mich nie bei reichen Verwandten einzuschmeicheln suchen.“

„Aber, May, ich dachte, Du liebtest sie so sehr?“

„Ich war noch ein kleines Mädchen, als sie fortging,“ antwortete die süße, heitere Stimme, „und daher erinnere ich mich kaum eines an ern, als ihres freundlichen Gesichts und ihrer gütigen Stimme; aber ihre Briefe an meine theure Mutter und Das, was meine Mutter mir von ihr erzählt hat, lassen mich fühlen, daß ich sie sehr herzlich und innig lieben würde. Wenn sie arm wäre, Tantchen —“

„Eben so arm, wie ich?“

„Eben so arm, theure Tante,“ war die Antwort mit einem herzlichen Kuß, „dann würde ich zu ihr gehen und sagen, wie meine Mutter mich sie habe lieben lassen. Ich würde sie küssen und sie bitten, bei uns zu wohnen. Wenn ich aber jetzt mit so liebevollen Worten zu ihr käme, würde sie sagen, das Mädchen hat Verlangen nach meinem Gelde.“

„Nein, das würde sie nicht,“ rief eine Stimme aus dem Bett. „Sie würde sagen: Komm hierher, May, und schenke Deine warme, treue Liebe einer verlassenen alten reichen Frau, welche sich um ihrerselbst willen danach sehnt und sie um Deiner Mutter willen von Dir erbittet.“

Und May, die halb erschrocken hinein lief, fand sich von ihrer Tante liebend umarmt, die schluchzte, sie liebkoste und murmelte:

„Kleine May, theure kleine May! Mary's Kind!“

Es wurde nun sofort in einem schönen, freundlichen Hause eine glückliche Haushaltung eingerichtet, in welcher May der Liebling zweier Tanten ist; aber Julie, Maude und Lizzie erfuhren nie das Geheimniß der Parteilichkeit der Tante Mabel.

— Ein Localblatt in einem kleinen Orte Nordamerika's schrieb kürzlich:

„Ohne zu beabsichtigen, persönlich zu sein, fühlen wir uns doch verbunden, zu erklären daß manche furchtsame Personen in Betreff ihrer Geldbriefe sich weit beruhigter fühlen würden, wenn unser Postmeister auf seine Stelle verzichtete.“

Für einander bestimmt.

Erzählung

von

Alphons Gr. Ballestrem.

In dem reizenden Hirschberger Thale, fast am Fuße des Riesengebirges, schon in dem wellenförmigen Hügellande seiner Ausläufer, liegt inmitten eines prächtigen Laubgehölzes das Herrenhaus eines Rittergutes, welches wir Dönhof nennen wollen.

Der Besitzer, ein Herr Emden hatte es vor 24 Jahren, kurz ehe er seine Gattin heimführte, erfunden und seit der Zeit alles Mögliche gethan um seinen Wohnsitz recht bequem auszustatten.

Das hübsche Wohnhaus, der darum liegende, geschmackvoll angelegte Garten und Park, alles verrieth eine gewisse Behaglichkeit und Wohlhabenheit, so daß mancher der vorüberkommenden Gebirgsreisenden an dem leichten Eisengitter stehen blieb, einen sehnsüchtig Blick hineinwarf und dachte: „Hier möchte auch ich wohl wohnen wollen.“

Und so friedlich von Außen dieses schöne Besitzthum anzusehen war, so war es auch in seinem Inneren. Eine freundliche Hausfrau schaltete darin in echter stiller Weiblichkeit und in den 24 Jahren, seit welchen sie ihr sanftes Regiment im Hause führte, war von einem Streite nie die Rede gewesen.

Herr Emden, der die Beschäftigung seiner Gattin, der Wirthschaft im Hause selbstständig vorzustehen, sehr bald erkannt hatte, beschränkte sie in dieser Thätigkeit auch keineswegs — er selbst wirthschaftete auf seinen weiten Feldern und großen Fabrikanlagen mit nicht weniger Geschick, und so hatte sich der Wohlstand der Familie im Laufe der Jahre fast in Reichthum verwandelt.

Ein Sohn, 23 Jahr alt, war Lieutenant bei einem schlesischen Dragoner-Regimente, hatte als solcher den französischen Krieg mitgemacht und war, mit dem eisernen Kreuze dekorirt, unversehrt heimgekehrt. Nicht minder war Margarethe, die einzige Tochter, die Freude ihrer Eltern.

Da sie in unserer Erzählung die Hauptrolle zu spielen bestimmt ist, so wollen wir uns Gretchen, wie sie kurzweg genannt wurde, ein wenig näher betrachten.

Gretchen war zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, fast 17 Jahr alt. Ihr liebes, freundliches Gesichtchen wurde von hellen blonden Locken eingerahmt, und die großen blauen Augen konnten so schalkhaft und doch auch wieder so schwärmerisch in die Welt blicken. Ganz im Sinne ihrer Mutter erzogen, war sie so recht ein prächtiges Mädchen zu nennen, die zu den schönsten Erwartungen berechtigte.

Wir müssen hier in unserer Erzählung einige Jahre zurückgehen.

Herr Emden befand sich zur Beendigung seiner Studien auf der Universität Heidelberg. Hier hatte er Gelegenheit einen Studiengenossen, einem Grafen Werden, bei einer Fahrt auf dem Neckar das Leben zu retten. Beide junge Männer waren intime Freunde geworden, und als der etwas ältere Werden bald darauf Heidelberg verließ und sie sich trennen mußten, gelobten sie sich ewige Freundschaft und Treue, und zur Besiegelung dieses Bundes beschlossen sie, und bekräftigten dieses mit heiligen Schwüren, daß dereinst, in späteren Jahren, ihre Kinder ebensolche Freundschaft unter einander halten, und wenn es der Zufall wolle, ein Paar aus ihnen werden solle.

Die Freunde heiratheten ziemlich zu gleicher Zeit, und als Graf Werden seinem Lebensretter die Geburt eines Sohnes meldete, frug er zugleich an, wie es um die Braut desselben stünde.

Aber erst nach acht Jahren konnte Emden diesen Antrag für seine kleine Margarethe annehmen und seit der Zeit war es unter den Eltern als eine abgemachte Sache betrachtet, daß Gretchen einst die Frau des jungen Grafen werden sollte.

Der Zufall hatte es indessen bis jetzt verhindert, das sich die Kinder zu Gesicht bekamen.

Die Güter des Grafen Werden lagen zu weit entfernt in der Rheinprovinz als daß an einen regelmäßigen Verkehr der beiden Familien hätte gedacht werden können; später mußte sogar die Familie Werden, wegen einer bedenklichen Brustkrankheit der Gräfin ihren Lusenthalt im Süden nehmen.

Der junge Graf Werden hatte dort seine Studien gemacht und erst kurze Zeit vorher, in der unsere Erzählung spielt, hatte er sein letztes Examen bestanden, und erwartete eine Anstellung im Staatsdienste.

Als Gretchen Emden fast ihr sechzehntes Jahr erreicht hatte, beschlossen ihre Eltern, sie zur letzten Ausbildung in ein berühmtes Pensionat nach Dresden zu geben, und dort sollte sie ein Jahr verbleiben, um als Dame in die Welt zurückzukehren.

Das Pensionat der Madami Benblen lag auf der Pillnitzer Straße. Zur Zeit waren es 15 junge Mädchen, welche hier, streng bewacht, in allen dem unterrichtet wurden, was junge Damen nöthig haben, um mit Anstand in der „Gesellschaft“ erscheinen zu können.

Gretchen war schon fast ein halbes Jahr hier, als sie eines Tages bei den gemeinschaftlichen Spaziergängen auf der Brühl'schen Terrasse, wahrnahm, daß ein junger Herr öfter als gerade nöthig war, an ihnen vorbeiging und als sie ihn zufällig mit ihren schalkhaften blauen Augen anblickte, auch bemerkte, daß sein Blick nur auf sie gerichtet war.

Das Gefühl eines jungen Mädchens ist für Nichts zarter und, wenn ich so sagen darf, empfänglicher, als für eine Aufmerksamkeit, die ihr vor anderen ihres Geschlechtes zu Theil wird.

Gretchen erröthete, als ihr Blick dem des jungen Herrn begegnete und wendete, fast zürnend, ihr Auge ab, konnte aber innerlich eine gewisse mädchenhafte Freude dar